

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Helga F. mit Sabine Weigand

Helga

Als es noch keine Worte dafür gab

Mein Weg vom Mann zur Frau

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Es ist Sommer 1936 in Nürnberg. Ein Arbeiter-Wohnviertel in der Südstadt. Durch die Haslerstraße marschiert in kurzen dunklen Hosen und braunen Hemden ein Trüppchen Hitlerjungen, angeführt von einem strammen blonden Kerl mit Schiffchenmütze. Eine alte Dame sieht aus ihrem Fenster und winkt lachend hinunter. Die Pimpfe stimmen ein Lied an, hell klingt die Melodie: »Ich hab mich ergeben – mit Herz und mit Hand – dir Land voll Lieb und Leben – mein deutsches Vaterland.«

Droben im zweiten Stock, im Schlafzimmer einer kleinen Dreizimmerwohnung, steht ein fünfjähriger, schwächlicher Bub nackt vor dem Spiegel. In der Hand hält er eine Rasierklinge, die er am Morgen aus dem Küchenschränkchen gestohlen hat.

Liedfetzen dringen an seine Ohren, aber er hört gar nicht hin. Ganz versunken ist er in sein eigenes Spiegelbild. Er sieht einen hübschen Jungen mit blassem Gesicht, dunklem, über den Ohren gestutztem Haar, dünnen Armen und Beinen. Und zwischen den Beinen, da sieht er das, was nicht zu ihm gehört. Was falsch ist an ihm, ganz falsch.

Er schluckt. Er nimmt seinen kleinen, schlaffen Penis in die linke Hand, zieht daran, bis die Haut glatt und stramm ist. Dann setzt er die Rasierklinge an. Eine klitzekleine Bewegung – und er zuckt zurück. Schreit überrascht auf. Da, wo die Klinge die Haut geritzt hat, läuft hellrotes Blut heraus, rinnt ihm über den Schenkel. Es tut so weh. Der Junge fängt an zu weinen, wirft die Rasierklinge weg und hockt sich auf den Boden, ein Häuflein Elend.

Dies ist die Geschichte eines ganz besonderen Lebens.

Die Geschichte eines außergewöhnlichen Menschen.

Eines Menschen, der im falschen Körper geboren wurde, in einer Zeit, die für solche wie ihn noch nicht einmal einen Namen hatte.

Der schließlich den Mut aufbrachte zu einem damals noch kaum vorstellbaren Wagnis: zur Operation, die ihn vom Mann zur Frau machte.

Von Hermann zu Helga.

Ich bin unehelich geboren, zu Nürnberg, am 22. Mai 1931. Ein lediges Kind, so hat man damals gesagt. Meine Mutter hat sich mit einem Schausteller eingelassen, und der hat sie sitzenlassen mit mir im Bauch. Da hat sie mich auch nicht mehr haben wollen. Jemand vom Amt ist gekommen und hat die Vaterschaft eingetragen und ihren Familienstand ledig, und dann hat sie mich mit vier Wochen hergegeben. So eine Mutter war das. Ich hab mir oft gesagt, sie war halt noch jung und dumm, sonst wär sie doch nicht mit einem von der Kirchweih mitgegangen, jeder hat doch gewusst, was das für Lumpen waren. Auch später hab ich sie nie gefragt, warum sie mich nicht behalten hat, aber da hab ich's mir schon denken können.

Meine ersten Pflegeeltern waren die Weidingers in der Linnéstraße, das waren freundliche Leut. Viel Erinnerung hab ich nicht an sie, ich war ja noch ganz klein, aber die Weidingers-Mutter ist eine gute Frau gewesen. Einmal hat sie Papiersterne aus alten Tüten ausgeschnitten, die hat sie dann vom Fenster in den Hof runtergeschmissen. »Schau,

Hermännle, da sind Sterne vom Himmel gefallen«, hat sie zu mir gesagt, »such nur schön, wo die hin sind.« Ja, da hab ich's gut gehabt.

Aber die Weidingers-Mutter war bald zu alt, vielleicht ist sie auch krank gewesen. Jedenfalls hat sie mich nicht mehr recht versorgen können. Da bin ich dann zu anderen Leuten gekommen. Ich war vier Jahre alt.

Die anderen Leute, das waren die Schmidts. Er war gelernter Kürschner, und seine Frau, die Schmidtin, war eine geborene Hupfer und kam von Hessen drüben. Mormonen waren die, das hab ich damals gar nicht verstanden. Es war ja das »Dritte Reich«, wie man es genannt hat, und die Nazis hatten die Macht. Die haben ja schon das Christentum nicht gewollt, und die Mormonen bestimmt erst recht nicht. Zu uns sind dann immer Leute gekommen, heimlich. Die haben sich nämlich gegenseitig in ihren Wohnungen besucht, damit ihnen keiner draufkommt. »Bruder soundso« und »Schwester soundso« hat's dann geheißen. Aber was die geredet haben, davon hab ich nichts mitbekommen. Des ist ganz geheimnisvoll gegangen bei denen. Ich bin ja auch kein Mormone geworden, dazu haben die mich nicht erzogen. Aber wenn ich das Wort Mormonen höre, dann schüttelt's mich heut noch.

Die Schmidts haben damals auch meinen Bruder Erwin genommen. Ich hab ihn da überhaupt erst kennengelernt, vorher hab ich nichts von ihm gewusst. Der Erwin ist zwei

Jahre nach mir geboren und ist von einem anderen Vater. Unsere Mutter hat ihn auch gleich weggegeben, er war ihr genauso im Weg wie ich, so seh ich des heut. Eine Matz war das, hat sich mit jedem eingelassen, und die Kinder waren ihr ganz egal. Ein billiges Leben hat sie führen wollen.

Bei den Schmidts, des war die Hölle. Wenn der Erwin nicht gewesen wär, ich weiß nicht, ob ich das alles überstanden hätt. Die haben uns behandelt wie die Tiere. Wenn wir was falsch gemacht haben, hat die Schmidtli uns in den Schwitzkasten gezwungen, ein Messer verkehrt herum in die Hand genommen und uns dann mit dem Knauf ein paarmal auf den Kopf geschlagen. Auf uns rumgehaut hat die wie auf einer Trommel. Des hat immer richtige Hörner gegeben. Unsere Köpf waren voll davon. Einmal waren wir beim Friseur, der hat sich recht gewundert über unsere »Nüss«. Von da an hat uns die Schmidtli immer selber die Haare geschnitten.

Er, der Karl, hat überhaupt nichts zu sagen gehabt. Sie war eine böse Frau. Margaret hat die geheißén, und wir haben Mutter zu ihr sagen müssen. Arbeiten hat die uns lassen, von früh bis spät. Des war eine schwere Zeit. Schon mit fünf Jahren bin ich im Waschhaus gestanden und hab bei der Wäsche mitgeholfen, wir Buben haben Kohlen geschleppt zum Schüren, da mussten wir immer in den Keller, Allmächt, dabei haben wir uns so gefürchtet. Finster war's da, und es hat Ratten gegeben, die haben uns eine Heidenangst eingejagt. Einmal haben alle Frauen im

Mietshaus eine Ratzenjagd im Hof veranstaltet. Da standen sie alle in ihren Arbeitsschürzen, Kopftüchle umgebunden und alle möglichen Geräte in der Hand: Besen, Schaufeln, Schrubber. Der Ratz ist in wilder Flucht im Hof umeinandergerannt und konnte doch nicht hinaus, weil drumrum ja die Mauer war. Alle Weiber sind gerannt und haben geschrien und das Viech gescheucht, und am Schluss hat ihn dann die Schmidti mit einer Art Heugabel aufgespießt. Der hat vielleicht geschrien! Wie ein kleines Kind, so hat des geklungen. Ich hab dann jahrelang geträumt, dass die mich jagen und dass die Schmidti mir mit dem Dreizack in den Bauch sticht. Überhaupt hab ich viel Albträum gehabt, meine ganze Kindheit durch. Manchmal hat's mich so ge-graust davor, ins Bett zu gehen, und dann hab ich versucht, mich ganz lang wach zu halten, dass der grauslige Traum von der letzten Nacht nicht wiederkommt.

Der Erwin hat noch viel mehr Angst gehabt vor der Mutter als ich, na ja, er war ja auch zwei Jahre jünger. Ach, mein Erwin, der hat halt immer gleich gepflietscht, sogar wenn amal bloß geschimpft worden ist. Es hat ja ständig Schläge für uns gegeben, wegen nix und wieder nix. Wenn der Erwin ins Bett gemacht hat, hat sie ihm des nasse Laken aufs Gesicht gedrückt, bis er keine Luft mehr bekommen hat. Spielen haben wir überhaupt nicht dürfen. »Was wollt ihr?«, hat's da geheißten. »Die Hausordnung ist noch net gemacht. Geht Treppen putzen, ihr faulen Säu!« Dann sind wir halt ins Treppenhaus, haben erst mit dem Rasch die Holzstufen

gescheuert, dann nachgekehrt und dann gewischt. Wachsen haben wir auch müssen, damit's am Schluss schön ausschaut. Der Erwin hat mit einem alten Fetzen das Wachs verteilt, und ich bin dann mit dem Blocker hinterher, bis alles gegläntzt hat. Ich hab dabei immer geschwitzt wie ein Aff, das Raschen mit dem Fuß war g'scheit anstrengend, und so ein Blocker war ja auch schwer. Aber danach hat alles gut gerochen. Einmal ist dann die Nachbarin auf der frisch geblockerten Treppe ausgerutscht, da hat mich die Schmidtli mit einem Stecken grün und blau geprügelt, weil ich das Schild »Vorsicht, frisch gewachst« vergessen hatte.

Wenn die Pflegeeltern fortgingen, haben sie uns Kinder nie mitgenommen. Und damit wir nichts anstellen konnten, haben sie mich und den Erwin immer in der Küche an zwei Stühle gefesselt. Erst die Hände zusammengebunden und dann uns an die Stühle. Stundenlang haben wir so sitzen müssen und uns nicht rühren können, bis die halt wieder da waren. Mein Lieber, da juckt's dich irgendwann überall, und du kannst doch net kratzen! Und wehe, einer hat pieseln müssen und es net so lang ausgehalten. Dann ist wieder der Stecken geschwungen worden, und wir haben beide kein Abendessen gekriegt. Das war eine Tyrannin, kann man sagen, eine Hex. Einmal haben wir aus lauter Langweil mit den Stühlen vor und zurück gewippt, und ich bin dabei umgefallen, mit dem Kopf auf den Kartoffelkorb. Der ist umgekippt, und so hab ich dann die ganze Zeit daliegen müssen, mit dem Kopf mitten zwischen den Kar-

toffeln. Eine Angst hab ich gehabt, dass die Margaret mich so findet. Gott sei Dank ist der Karl eher heimgekommen, und als der mich gesehen hat, da hat er was zum Lachen gehabt. Aber wenigstens hat's keine Prügel gesetzt.

Ja, heut würden sich die Kinder so was nicht mehr gefallen lassen. Die würden ihre Eltern anzeigen! Da gibt's ja Gesetze. Aber damals, ach Gott, da hätten wir uns niemals getraut, aufzumucken. Des waren halt andere Zeiten.

Mit dem Essen war des auch so eine Sache. Wir Buben haben immer extra gekriegt, nie zusammen mit den Pflegeeltern. Da war dann Schmalhans Küchenmeister. Früh eine Scheibe Schwarzbrot mit so dünn Marmelade oder Honig drauf, dass man's kaum gesehen hat, dazu eine Tasse Milch oder einen verdünnten Zichoriekaffee. Mittags eine Suppe ohne Fleisch, das haben sie danach selber gegessen. Und abends wieder ein Stück Brot, wenn wir Glück gehabt haben mit Margarine und Zucker oder, wenn die Schmidti gut gelaunt war, mit Butter und Senf drauf. Ja, das hat uns damals geschmeckt, wir haben doch immer einen Hunger gehabt, der Erwin und ich. Nur am Sonntag, des war ein Fest, da hat's für uns Kloß mit Soß gegeben, und der Karl hat uns manchmal, wenn die Hex net hingeschaut hat, ein Bröckle Schweinefleisch unterm Sauerkraut versteckt. Der Karl wär ja vielleicht gar net so verkehrt gewesen, aber sie hat ihn unter der Fuchtel gehabt. Hörig war der seiner Frau, des sagt man doch so. Und er hat's mit den Nerven gehabt. Der war so aufgeregt,

dass er im Sitzen die Beine aneinandergerieben hat, andauernd. An der Stelle haben seine Hosenbeine richtig ge- glänzt, so hat der gerieben. Manchmal, wenn er ein paar Bier intus gehabt hat, hat er Lieder gesungen, dann ist er rührselig geworden. Und wehe, wenn er was gesungen hat, das der Schmidti net gepasst hat! Da ist die auf ihn los- gegangen und hat zugeschlagen. Uns hat der Karl nie was getan, aber geholfen hat er uns auch net.

Wenn die zwei gegessen haben, mussten der Erwin und ich uns immer mit dem Rücken zum Tisch vor die Balkontür stellen. Und damit wir im Fensterglas net wie in einem Spiegel sehen konnten, was sie essen, hat uns die Schmidti schwarze Tücher über den Kopf geworfen. So mussten wir dann stehen, bis sie fertig waren. Meineherren, ist uns da manchmal vom Geruch das Wasser im Mund zusammen- gelaufen, und unsere Mägen haben geknurrte wie Nachbars Struppi. Wir haben hören können, wie die zwei gekaut und geschmatzt haben, und haben uns vorgestellt, was des alles Gutes ist. Manchmal, aber des war net oft, haben wir dann die Reste gekriegt, hei, da ging's uns gut! Einen Batzen Kartoffelstopfer, ein Stück Schweinsrüssele oder einen Schnerpfel Krakauer, da haben wir bald gestritten, der Erwin und ich, dass jeder gerecht sein Teil bekommen hat.

Ich weiß auch noch gut, dass die Schmidti oft beim Essen am Tisch gesessen hat, und ich hab zugeschaut, in der Hoffnung, dass für mich auch was abfällt. Da hat sie immer gegrinst: »Jetzt ess ich, und du schaut zu – und dann schaut du zu, und ich ess!« Ich hab dann nur gesagt: »Ja,

Mutter!« Wenn ich heut dran denke, muss ich fast heulen.
So was vergisst man nicht.

Ab und zu ist unsere leibliche Mutter zu Besuch gekommen. Else-Mama haben wir zu ihr gesagt. Manchmal hat sie uns mitgenommen und ist mit uns a weng spazieren gegangen, meistens in die Anlage an der Landgrabenstraße, da war ein Sandkasten und eine Rutschbahn. Sie hat sich dann auf ein Bänkle gesetzt und Zigaretten geraucht, und wir haben spielen dürfen. Einmal sind wir sogar mit der Straßenbahn an den Dutzenteich gefahren zum Entenfüttern. Und zum Geburtstag vom Erwin waren wir im Tiergarten und haben die Elefanten angeschaut. Schön war des, und die zwei steinernen Löwen am Eingang zum Tiergarten, Mensch, die haben uns schwer imponiert.

Na ja, des war schon komisch, dass da auf einmal noch eine zweite Mama war, aber wir haben's ja net anders gekannt und auch net weiter darüber nachgedacht. Was haben wir denn verstanden? Wir haben uns einfach gefreut, wenn sie vorbeigeschaut hat. Sie hat uns beim Gehen oft noch ein Zehnerle geschenkt, aber wehe, die Schmidtli hat's gesehen. Dann hat die uns das Geld gleich abgenommen.

Die vom Jugendamt sind auch vorbeigekommen, zum Nachschauen. Das hat die Schmidtli natürlich vorher gewusst, und dann hat sie den Erwin und mich immer schön hergerichtet. Da ist im Zinnzuber gebadet worden, Fingernägel geschnitten und Haare mit der parfümierten »Wichs« glattgekämmt, die der Karl immer benutzt hat. Wir haben uns dann brav hinsetzen müssen und ruhig sein.

Einmal hat der Erwin vom Hauen mit dem Stecken blaue Flecke auf den Oberarmen gehabt, da musste er mitten im Sommer eine dicke Strickweste anziehen, damit keiner was merkt. Hinterher, wenn die Frau vom Amt wieder fort war, da hat's geheißt: »Ausziehen, ja, was glaubt ihr Bankerten denn, wie ihr rumlaufen könnt, wie die feinen Herren?« Und wir haben wieder unsere alten, gestopften Hosen mit dem Gummizug um die Knöchel angezogen und die Hemden mit den abgewetzten Krägen.

Ja, das Geld haben sie genommen, das sie vom Amt für uns gekriegt haben, da haben sie die Händ aufgeh alten. Ich kann nicht sagen, wie viel das war, aber gebraucht haben sie's wohl zum Leben, ich denk, weil der Karl schon alt war und nimmer gearbeitet hat. Sonst hätten die uns bestimmt nicht aufgezogen. Aber Gutes getan haben sie dafür an uns nicht viel.

Dass es Mädchen und Buben gibt und dass die unterschiedlich sind, hab ich freilich gewusst, wie alle Kinder des halt so wissen. Und dass die Mädchen kein Zipfelchen haben, des war mir schon auch klar. Die anderen Buben in der Haslerstraße haben immer die Ida von der Wirtschaft am Eck aufgezogen. »Ich hab dei' Unterhosn g'ahn«, haben sie gesungen, wenn die sich beim Wäscheaufhängen gebückt hat. Dann haben wir alle gekichert, und die Ida ist uns mit dem Teppichklopf nach.

Dass der Erwin einen Zipfel hat, daran hab ich mich nie gestört, das war halt so und hat seine Ordnung gehabt. Bei



Hermann und Erwin mit der Else-Mama 1939

mir selber war das anders. Zu mir hat des irgendwie nicht gehört. Ich wollt des blöde Zipfelchen net haben, des war falsch, wie des da an mir dranhang. Ich weiß net, warum, aber ich wollt halt immer rund sein, untenrum. Einfach rund. Es war damals noch nicht so, dass ich direkt ein Mädchen hätt sein wollen. Bloß rund, des war mein Gedanke. Und je mehr ich drüber überlegt und je öfter ich an mir heruntergeschaut hab, desto mehr hat mich des garstige Ding gestört. Einen immer stärkeren Widerwillen hab ich gekriegt, richtig geekelt hab ich mich. Na ja, irgendwann hab ich dann gedacht, man kann's vielleicht wegmachen. Abschneiden, so wie man ein Würstle abschneidet. Also bin ich in der Früh, wie der Karl aus dem Haus und die Mutter beim Bettenmachen war, in die Küche. Ich hab gewusst, wo die Rasierklingen sind, in dem kleinen Hängeschränkchen beim Guß, und hab eine davon genommen. Die hab ich dann versteckt, ganz hinten in meinem Nachtkästchen. Und als die Mutter dann einmal mit dem Erwin bei der Nachbarin war, da hab ich mich ins Schlafzimmer geschlichen. Da hat es immer ganz komisch gerochen, irgendwie muffig und süßlich, und wir durften nie hinein, das war streng verboten. Ich hab mich ausgezogen und vor das niedrige Schränkchen mit dem großen Spiegel hingestellt. Des werden wir gleich haben, hab ich gedacht, gleich bin ich das Ding los. Eine Freud hab ich gehabt. Ich hab das Zipfelchen mit der einen Hand genommen und stramm gezogen, und mit der anderen Hand hab ich die Rasierklinge angesetzt. Die war sauscharf, und bevor ich

noch richtig geschnitten hab, hat's schon höllisch weh getan. Und geblutet hat's auch. Ich bin so erschrocken, da hab ich angefangen zu greinen. Auerlauerlau! Die Klinge hab ich weggeschmissen und mich auf den Linoleumboden gehockt. Ich hab das Schnupftuch vom Karl genommen, das ich schon hingerichtet hatte, damit ich mein abgeschnittenes Schnerpelchen drin einwickeln kann, und hab mir damit das Blut weggetupft. Der Schmerz ist dann Gott sei Dank auch vergangen. Bis die Schmidti und der Erwin wieder zurückgekommen sind, war ich schon wieder angezogen. Angesehen hat man mir nichts, aber ich war furchtbar enttäuscht, dass mein Plan net geklappt hat. Die Rasierklinge hab ich abgewaschen und zurückgelegt und das blutige Taschentuch am nächsten Tag, als ich den Abfall auf die Straße getragen hab, mit weggeworfen. Die Kehrrichtbauern haben alles mitgenommen, und die Schmidti hat nie gemerkt, dass eins vom Karl seinen Rotzfahnen fehlt.

Ja, das war mein erster Versuch. Damals war ich fünf Jahre alt und hab überhaupt noch von nix was gewusst.